Ute Gerhard

Wie ich Soziologin wurde – eine Rekonstruktion

(Manuskript zu dem Beitrag in: Ulrike Vogel (Hsg.), Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität, Wiesbaden: VS-Verlag 2006, S. 50-60)

„…man muss in der Lage sein, in Gedanken sich selbst gegenüber zu treten und seiner selbst als eines Menschen unter anderen gewahr zu werden.“
(Norbert Elias 1970)

Wenn es dies ist, worum es in der Soziologie geht, wie Norbert Elias sagt, dann habe ich das nicht Selbstverständliche im Zusammenleben von Menschen und die Bedeutung sozialer Ordnungen, Beziehungen und Strukturen sehr früh wahrgenommen und als von außen Kommende im Laufe von fast 10 Jahren gut kennen gelernt. Der Mikrokosmos meiner ersten, den eigenen Status reflektierenden Erfahrungen war ein niedersächsisches Dorf, in das ich mit meiner Mutter und zwei älteren Brüder (der dritte und älteste blieb noch bis 1947 in russischer Gefangenschaft), im Herbst 1945 als Flüchtling verschlagen wurde. In Berlin ausgebombt, traf sich die in alle Himmelsrichtungen evakuierte Familie wieder in Schlesien, um von dort über – damals – die Tschechei Bayern zu erreichen. In der Nähe von Regensburg wurde ich für ein paar Wochen eingeschult, doch Lesen und Rechnen hatte ich wohl vorher – in der Odyssee der Flüchtlingstrecks vornehmlich auf dem Schoß meiner Mutter gelernt. Mein Vater, Chemiker von Beruf, war noch kurz vor Kriegsende eingezogen worden und blieb vermisst, er wurde erst nach langer Zeit der Ungewissheit 1950 für tot erklärt.

Das Dorf

Die Distanz zu den Einheimischen, das nicht dazu Gehören, war allgegenwärtig. Zudem war der soziale Status prekär, ohne Hab und Gut, auf Wohltaten angewiesen, auch unter später geordneten Verhältnissen als ‚Wohlfahrtsempfänger' bezeichnet. Wir hausten in zwei Zimmern eines großen Bauernhofes, ohne fließendes Wasser oder gar WC, auf dem gleichen Flur mit zwei anderen Flüchtlingsfamilien. Das 3000 Einwohner zählende Dorf war von einer etwa gleich großen Zahl von Fremden geradezu überschwemmt worden, die mit ernährt und untergebracht werden mussten. Wer nur konnte, versuchte sich irgendwo zu verdingen, für Kartoffeln,

Heizmaterial oder eine Mahlzeit. Doch die Flüchtlinge zeichneten sich darüber hinaus durch viele Eigentümlichkeiten aus, durch andere Gewohnheiten, Lebens- und Redeweisen, kulturelle und konfessionelle Differenzen und brachten auch neue Kenntnisse und andere Erfahrungen mit. Als alle gleichermaßen Entwurzelte und Deklassierte war die Gruppe in sich selbst sehr heterogen, kamen die Einzelnen doch aus sehr unterschiedlichen sozialen Schichten, Beschäftigungen und Regionen. Dass es gelang, dieses sozial explosive, bunte Gemisch aus Einheimischen und ‚Vertriebenen' unter den Bedingungen eines Ausnahmezustands, den Soziologen als „anomisch" bezeichnen würden, trotz vieler Konfliktlagen und Ressentiments in eine neue demokratische Gesellschaft zu integrieren, ist wiederholt als keineswegs selbstverständliche Entwicklung hervorgehoben worden. Wie dieser Zusammenprall verschiedener Lebensformen und Kulturen und der damit induzierte soziale Wandel im Alltäglichen und im Kleinen erlebt wurden, war mein Erfahrungsraum.

Den Anschauungsunterricht bot nicht nur die Schule, in der einzelne Lehrer noch wie Könige herrschten und zu Weihnachten und anderen Feiertagen mit entsprechenden Donationen rechnen konnten. Es waren vor allem auch die Straße, die Höfe und die Weser-Marsch, die nicht nur zum Spielen einluden, sondern auf denen auch unter uns Kindern der neueste Dorftratsch verhandelt wurde; wer mit wem, wo ein Kind (unehelich) erwartet wurde und wo es Konflikte gab. Jeder kannte jeden, zumindest schien es so, denn die sozialen Rollen derer, die das Sagen hatten und der von ihnen Abhängigen, wurden alltäglich bestätigt oder rekonstruiert. Es gab auf der einen Seite bei den Einheimischen eine sehr feste hierarchische Ordnung, die noch in der Sitzordnung in der Kirche, aber auch in festen Heiratsregeln zwischen den Großbauern oder der Rangordnung bei Festen, insbesondere Hochzeiten, eingehalten wurde oder in unsichtbaren Verpflichtungsnetzen von Mithelfenden und Nachbarschaften zum Ausdruck kam. Auf der anderen Seite wurde diese überkommene Ordnung zunehmend fragwürdig und durch die Hinzugekommenen empfindlich gestört. Als der erste Flüchtlingssohn in einen kleineren Bauernhof einheiratete, war dies eine Sensation, die wie ein Dammbruch wirkte.

Mir selbst schien es trotz aller Mittellosigkeit an nichts zu fehlen, denn meine Mutter verstand es, mir das Selbstbewusstsein eines verlorenen sozialen Status durch viele Erzählungen und Erinnerungen zu bewahren. Da hatte es ja einmal die Bibliothek

und die Musikinstrumente gegeben, auch das Meissener Geschirr, doch dies war eben vergänglich. Was zählte, war, was zu erlernen war. Und es wurde viel erzählt in dieser Zeit der Stromsperren – erst später ergänzt durch ein kleines Philipps-Radio -, und obwohl ich als Jüngste und ‚kleines Mädchen' vorwiegend in der Rolle der nur Zuhörenden war, erinnere ich vor allem die vielen leidenschaftlichen Diskussionen, auch darüber, wie viel die Erwachsenen über die Verbrechen des Nationalsozialismus gewusst haben müssen. Unsere Stellung im Ort verbesserte sich zusehends, weil meine Mutter, in den 1920er Jahren zur Jugendpflegerin ausgebildet, neben dem evangelischen Pfarrer im Ruhestand die gesamte Gemeindearbeit übernahm. Neben der Jugendarbeit, neben Kinderfesten, die zu Dorffesten gerieten, organisierte sie Frauenkreise, für die älteren Frauen sowieso, vor allem aber auch für die jüngeren, die zahlreichen Kriegerwitwen, die traditionell keinen anderen gesellschaftlichen Status mehr hatten als den der Aushilfe in allen Lebenslagen. Sie ermutigte sie nicht nur, die ihnen bis ans Lebensende anstehende schwarze Kleidung abzulegen, sondern vermittelte Einsichten, die einer Berlinerin der Zwanziger Jahre selbstverständlich erschienen, nun und hier jedoch zu aufmüpfiger Selbständigkeit veranlassten. Diese Karriere meiner Mutter endete jäh, als um 1950 ein aus Russland spät heimkehrender Pfarrer die Gemeinde übernahm und sie aus den Diensten entließ. Enttäuscht, erschöpft, als Alleinerziehende bis 1953 unter dem Kuratel der Amtsvormundschaft, die sie nicht gelten ließ, gegen die sie den Besuch der Oberschule für alle vier Kinder mit großer Energie durchsetzte, hat sie es danach nie wieder geschafft, berufstätig zu sein - ein für ihre Generationenlage typisches Muster im Lebenslauf, dem Peter Handke in seinem Essay „Wunschloses Unglück" (1972) literarisch ein berührendes Denkmal gesetzt hat.

Mit dem Besuch der Oberschule in der nächsten Kreisstadt, als erstes Mädchen aus dem Dorf, wurde meine Außenseiterrolle wieder manifest. Der lange Schulweg als Fahrschülerin, andere Freundinnen und musikalische Interessen (erste Reisen mit dem Schulorchester in der „Jeunesse musicale") entfernten mich nicht nur praktisch von denen, die nun auf den Dorffesten erste Bekanntschaften machten und denen nichts anderes übrig blieb, als in eine Friseurlehre zu gehen. Die letzten drei Schuljahre habe ich in Köln absolviert, da wir im Landkreis Köln eine Sozialwohnung erhielten, nicht zuletzt um den Studienplätzen der Brüder näher zu sein. Den

Wechsel aus der ehrgeizigen Enge einer Kleinstadtschule auf das eher lässige Mädchengymnasium der Großstadt, in dem nicht die Schule allein den Mittelpunkt aller Bestrebungen und Orientierungen bildete, habe ich als Befreiung empfunden. Hier entdeckte ich - zur Schulsprecherin gewählt – die Möglichkeiten politischen Engagements, z.B. als wir zusammen mit anderen Schulen 1956 im Kontext des Volksaufstandes in Ungarn eine Schülerdemonstration veranstalteten. Mein Redebeitrag hatte den verwegenen Titel „Warum wir nicht umhin können, Marx zu lesen".

Das Studium

Meine politischen Interessen veranlassten mich, Jura zu studieren. Natürlich hatte ich keine Ahnung, was mich da erwartete in den Massenveranstaltungen der juristischen Fakultät zu Köln. Mit mehr als 300 Studierenden zusammen in einem Klausurenkurs, vor die gleichen schriftlichen Hausarbeiten gestellt, für die es aber höchstens drei Exemplare der einschlägigen Kommentare gab, schlich sich zunehmend Enttäuschung darüber ein, welche Art positiven Wissens und welche Rechtstechniken hier gelehrt und erwartet wurden. Was Recht ist, wie es zustande kommt und warum etwas rechtens ist, gehörte nicht in den Lehrplan, der prüfungsrelevant war. Von den juristischen Lehrern mit großen, zum Teil später belasteten Namen ging keine einzige Ermutigung, lediglich abwehrende Routine aus. Zudem war ich plötzlich Außenseiterin qua Geschlecht – der Anteil der Studentinnen im Fach betrug weniger als 10 Prozent – eine Differenzierung, die mir bisher in der Familie und auf dem Mädchengymnasium fremd, nicht als Nachteil erschienen war. „Warum studieren Sie denn Jura? Kunstgeschichte kann ich mir für Sie noch vorstellen", so die grün-schnäbligen gleichaltrigen Kommilitonen. Ich hielt mich schadlos in einem ausufernden Studium generale. Das Studienbuch der ersten Semester verzeichnet neben den Pflichtübungen in Römischer Rechtgeschichte und Verfassungsrecht Buntscheckiges wie „Griechisch für Anfänger" oder „Chinesische Kunst von Sung bis Ming", daneben stehen von Anbeginn Veranstaltungen in Neuerer Geschichte und Soziologie. In beiden Fächern habe ich mich über Proseminare, in Geschichte u.a. durch Einführungen mit der Übersetzung einer lateinischen Quelle, in Soziologie über Kriminal- und Rechtssoziologie bei Fritz Sack und Wolfgang Kaupen, Assistenten bei René König, zur Teilnahme an Hauptseminaren vorgearbeitet.

René König war ein faszinierender Lehrer mit einer „echten Leidenschaft für das Lehren“, dessen Vorlesungen – in prall besetzten Hörsälen – die Ansichten auf die Welt und eben die Gesellschaft veränderten und aus einem interdisziplinären Horizont, über die Philosophie, die Ideengeschichte und politische Theorie sowie die Ethnologie und Sozialpsychologie, zu den Besonderheiten soziologischen Denkens hinführten, wonach – in einer Paraphrase Durkheim’scher Soziologie - „Soziales nur durch das Soziale“ zu erklären ist. Die Klassiker, die Grundbegriffe der Soziologie, die Theorien menschlicher Gruppen und Institutionen, insbesondere der Familie, die Strukturanalyse der Gegenwartsgesellschaft, all dies habe ich bei König gehört und lernen können. Zwischen verschiedenen Kulturen aufgewachsen, weltläufig, als Emigrant aus Nazi-Deutschland gegenüber westdeutschen Nachkriegsverhältnissen kritisch und distanziert, war König in der Geschlechterfrage im Vergleich zu soziologischen Zeitgenossen bemerkenswert vorurteilsfrei. Seine Kritik des „deutschen Vaters“ z.B., eine Replik auf Max Horkheimers Studien zu ‚Autorität und Familie’, seine empirischen Studien und die Offenheit für Geschlechterproblematiken, seine These zum bürgerlichen „Patriarchalismus im Gegenstoß“ oder „Sekundärpatriarchalismus“, schließlich die Wertschätzung früher Arbeiten von Frauen zur Frauen- und Familienforschung (z.B. Alice Salomons und Marie Baums „Familienleben der Gegenwart,“ oder die Studien von Charlotte Bühler, Marie Jahoda oder HildeThurnwald), überhaupt die Tatsache, dass Frauen bei ihm promovierten und gefördert wurden, waren wichtige Fingerzeige auf Vorbilder und eröffneten Denkmöglichkeiten.

Ein Semester in Göttingen mit Vorlesungen u.a. bei Gerhard Leibholz zu Problemen der Demokratie, aber auch bei Helmuth Plessner, wo sich persönlichere Kontakte zu Lehrern und Assistenten ergaben, versöhnte mich ein wenig mit der Jurisprudenz als Rechtswissenschaft, die nicht nur Rechtslehre war. Nach weiteren drei Semestern in Bonn, wo ich neben der anscheinend unvermeintlichen Paukerei beim Repititor bei Karl-Dietrich Bracher mehrere Seminare zur Geschichte des Nationalsozialismus und Faschismus mit größeren Hausarbeiten bestand, beendete ich mein Jurastudium im 8. Semester mit dem Referendarexamen – aber ich wusste zu diesem Zeitpunkt schon, dass ich nicht in den damals auf rund 4 Jahre angelegen Referendardienst gehen wollte. Der Leidenschaft für Rechtsfragen bin ich gleichwohl treu geblieben.

Ich wollte weiter studieren und hatte mir nach einem Seminar bei Ulrich Klug in Rechtsphilosophie von ihm und René König ein Dissertationsthema geben lassen, eine zu jener Zeit nicht übliche interdisziplinäre Kooperation. Anlässlich der Debatten um die Reform des Sexualstrafrechts sollte es eine historisch-soziologische Studie über ‚das gesunde Volksempfinden' werden, eine juristische Leerformel, die in den 1960er Jahren in der Diskussion um den § 175 StGB durchaus noch bemüht wurde. Diese Doktorarbeit ist nie geschrieben worden, denn ich musste nun irgendwie Geld verdienen. Da ich nach einem Debüt zu populären Fragen des Weltraumrechts unter dem Titel „Wem gehört der Himmel?" als freie Mitarbeiterin für den Rundfunk in Köln und verschiedene Zeitschriften Fuß fasste mit vielfältigen Recherchen und neugierig machenden Aufträgen zu sozialen oder sozialpolitischen, darunter typischen Frauenthemen, wurde meine Zeit erfüllt und immer knapper. Die historischen Quellen zur Strafrechtsreform, die ich gleichwohl bis in die Protokolle der Preußischen Landtage in den 1840er Jahren verfolgt und eifrig gesammelt hatte, aber sollten sich später noch als Fundgrube anderer Art, für die Geschlechtergeschichte, erweisen, sie haben mich zu meiner später geschriebenen Dissertation unter dem Titel „Verhältnisse und Verhinderungen" inspiriert.

Interim oder Übergänge

Wer als irgendwie qualifizierte Frau 1965 heiratete, für die schien es selbstverständlich bzw. ‚in Ordnung' zu sein, dass sie, sobald sich ein Kind anmeldete, ihre Ambitionen vorerst beiseite schob und ihrem Mann in Wohnsitz und Haushalt folgte. Auch das Kinderkriegen war grundsätzlich keine Frage der individuellen Entscheidung, es gehörte dazu, wenn die Beziehung glücklich zu sein versprach. Deshalb schien mir auch die Frage meines ältesten Bruders: „…und was wird aus Deiner Dissertation, wenn erst Dein Kind in der Wiege schreit?" ganz unangemessen. Ich interpretierte meinen Umzug nach Bremen und damit den Abbruch all meiner journalistischen und zugleich universitären Verbindungen als Chance, mich ganz meinem wissenschaftlichen Vorhaben widmen zu können. Gleichwohl hat sich diese brüderliche Nachfrage in meiner Erinnerung eingenistet, und aus der Rückschau habe ich mich und meinen damaligen Optimismus schon sehr bald nicht mehr verstanden. Dabei war ich doch zu jener Zeit bereits bestens über die ‚Frauenfrage' informiert, kannte Gertrud Bäumer und Dorothee von Velsen

aus den ersten Veröffentlichungen des Rainer Wunderlich Verlages, hatte Alva Myrdal und Viola Klein gelesen, auch das kleine Bändchen in rde von Simone de Beauvoirs , Das andere Geschlecht'. Meinen Altersgenossinnen war ich wegen meiner Frauenrechteleien gelegentlich auf die Nerven gegangen, deshalb hatte ich mich im Deutschen Frauenring Köln umgesehen. Als weitaus jüngstes Mitglied von der Vorsitzenden Rosemarie Ellscheid gefördert, hielt ich dort Anfang der 1960er Jahre Lesungen über Marie-Elisabeth Lüders' Autobiographie „Fürchte Dich nicht" und andere Vorträge und hatte auch unter der Obhut von Friedel Hömke, der Redakteurin des WDR-Frauenfunks, an kritischen Debatten über den Deutschen Frauenring bzw. den Dachverband ‚Informationsdienst deutscher Frauenverbände' teilgenommen. Doch dass ich selbst die als modern bezeichnete Doppelrolle nicht bewältigen könnte, kam mir nicht recht in den Sinn – eine Illusion, die uns heute, ‚postfeministisch', bekannt vorkommen mag.

Jedenfalls wurde ich mit der Geburt meiner ersten Tochter – in einer mir fremden Stadt, erneut Zugereiste ohne Verwandtschafts- oder Freundschaftsnetze vor Ort, ohne eine Universitätsbibliothek oder andere Ressourcen, mit einem Arzt und vielen Nachtdiensten verbündet – sehr schnell auf den Boden der Tatsachen geworfen. Als zwei Jahre später meine Zwillingstöchter geboren wurden, verabschiedete ich mich auch von den letzten Versprechen freier Mitarbeit mit dem Hinweis auf mein Dasein ausfüllende mütterliche Pflichten.

Dabei passierte viel in dieser Zeit, die Studentenbewegung erreichte ihren Höhepunkt, die ersten ‚Tomaten flogen' und in New York wurden Büstenhalter öffentlich verbrannt. Dies alles verfolgte ich nur aus der Presse, aber mit heißem Herzen. Als die Bremer Reformuniversität im Wintersemester 1970/71 ihre Pforten für die ersten 80 Studenten und mit ebenso vielen Hochschullehrern eröffnete, war ich dabei. Ich schrieb mich als Graduierte für ein Zweitstudium ein, und wenn ich zunächst auch nur stundenweise in eine wissenschaftlich und politisch engagierte community entfloh, so war diese erneute Teilhabe an wissenschaftlicher Kommunikation, die intensive Lektüre der Theoretiker der bürgerlichen Gesellschaft, nicht nur der Marx-schen Schriften, insgesamt der Aufbruch zu einem neuen und kritischen Verständnis von Wissenschaft, das sich nicht in der Gesellschaft ‚nützlich machen', sondern sie verändern wollte, der entscheidende Anstoß zu weiteren –

privat organisierten – Studien. Es war u.a. Ulrich Sonnemann, der viele Semester als Gastprofessur in Bremen lehrte und um sich eine intellektuelle Gefolgschaft bildete, dessen kritische Theorie und auf die ‚Unzumutbarkeiten' der gegebenen menschlichen Verhältnisse angewandte Dialektik vor den Verhärtungen und Verdummungen marxistischer Orthodoxie bewahrte.

Zugleich beflügelte die neue Frauenbewegung zu neuen Formen der Einmischung und zum Protest. Der freundliche Gastdozent aus Freiburg, der ein Seminar zur Geschichte der Frauenbewegung angeboten hatte, wurde gleich im zweiten Semester von einer Gruppe wie ich ins Studium zurückkehrender Frauen seiner Führung enthoben. Wir organisierten nun unsere Geschichte und die Veranstaltungen selbst. Aus den Frauengruppen wurden Frauenseminare, die bald um Anerkennung im Lehrplan rangen. Es folgten überregionale Frauentreffen wie die Historikerinnen-Treffen, die Sommeruniversitäten, Frauen-Ringvorlesungen und Frauen-Wochen, ferner Lehraufträge an der Fachhochschule für Sozialarbeit, wobei die Gemeinsamkeiten des Frauseins, aber aus der Auseinandersetzung mit der ‚Linken' auch die Klassenlage zum Thema wurden. Der politische Kampfbegriff ‚Patriarchat' als Grundmuster der Vergesellschaftung war daher in der historisch und sozialwissenschaftlich ausgerichteten Debatte in der BRD m.W. von Anbeginn umstritten. Vielmehr artikulierte sich die sich nun als feministisch kennzeichnende Gesellschaftsanalyse als Kritik an der ‚Männlichkeit der Wissenschaft', an der Unsichtbarkeit der Frauen in Wissenschaft und Lehre oder auf der ‚Unterseite der Geschichte', an Herrschaftsverhältnissen, die zu kulturellen Selbstverständlichkeiten und hierarchischen Gesellschaftsstrukturen geronnen waren. Mit der aus einer sozialen und politischen Bewegung initiierten Frauenforschung entwickelte sich der Anspruch, durch neue Formen der Kommunikation und Seminarstile, die Universität und ihre Lehrpläne als auch den Kanon der Wissenschaften und mit diesem Wissen auch die Geschlechterverhältnisse selbst zu verändern – ein, wie wir heute wissen, allzu kühnes Unterfangen.

An der Gründung der Sektion Frauenforschung 1979 in der DGS konnte ich nicht teilnehmen, doch im gleichen Jahr veranstaltete ich im Kontext eines zusammen mit Rüdiger Lautmann entwickelten Forschungsprojektes „Durchsetzungschancen gleichen Rechts für Frauen", das als Rechtstatsachenforschung im Bereich des

Familien- und Arbeitsförderungsrechts angelegt war, ein Symposium zur Frage „Gleichheit durch Gesetz“. Dazu konnte ich viele der damals der bereits in der Frauenforschung ausgewiesene Soziologinnen, aber auch Juristinnen einladen. Leider gibt es von dieser für mich maßgeblichen Begegnung mit Regina Becker-Schmidt, Christel Eckart, Silvia Kontos und Karin Walser, Ilona Ostner sowie Eva Senghaas u. a. keine Veröffentlichung, jedoch war die überaus anregende Diskussion über die Widersprüchlichkeiten im weiblichen Lebenszusammenhang, wie auch die harte Kontroverse über Recht als nur ‚tauschbezogene Kategorie oder den ‚Widerstand der Frauen gegen Verrechtlichung’, gegen die ich auch später immer wieder den Doppelcharakter von Recht als ein Instrument des Zwangs und der Freiheit betont habe, für mich ein Schlüsselerlebnis. Ich war in einem wissenschaftlichen Diskurszusammenhang Frauen- und Geschlechterforschung angekommen, der intellektuelle Herausforderung wie freundschaftlich unterstützendes Netzwerk blieb.

Meine 1977 beendete Dissertation ‚Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und die Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert’, die ein Jahr später in der Edition Suhrkamp erschien, hatte meinen Weg in die Wissenschaft geebnet. Es folgten Einladungen zu wissenschaftlichen Tagungen, anfangs vor allem im Bereich Sozialgeschichte oder zu Recht, meine erste Anstellung als wissenschaftliche Mitarbeiterin in dem oben genannten rechtssoziologischen Forschungsprojekt, das mir 5 Jahre Zeit gab, in der Universität zu forschen und auch zu lehren – damals noch mit Prüfungsberechtigungen in fast allen sozialwissenschaftlichen Studiengängen, in denen ich viele Erfahrungen sammeln, aber auch stellvertretend für die Zurückhaltung anderer die große Nachfrage nach Frauen- und Geschlechterstudien abdeckte. Dazu gehörte schließlich auch eine Vertretungsprofessur für zwei Semester im reformierten Jura- Studiengang der Hamburger Universität. War mit der Bremer Dissertation noch offen, ob ich nun historisch, soziologisch oder als Juristin arbeiten wollte, zumal die Überschreitung der disziplinären Begrenzungen, Interdisziplinarität als Kennmarke für Frauenforschung beansprucht wurde, so erwiesen sich die Arbeits- und Diskurszusammenhänge zunehmend als genuin soziologische. Dazu trugen u.a. auch gemeinsame Referate oder Veranstaltungen im Rahmen der Sektion Frauenforschung und der DGS (vgl. das gemeinsame Referat in der Sektion

Familiensoziologie auf dem Soziologie-Tag in Bremen 1980 oder der Versuch einer mehrdimensionalen Patriarchalismusanalyse in Bamberg 1982), aber auch Professionalisierungsprozesse bei, die seit dem Beginn der 1980er Jahre auch die Frauenforschung erreichten. Wichtige Diskussionszusammenhänge waren zudem der Kreis rechtskritischer Juristen, Politik- und Sozialwissenschaftler um die Zeitschrift *Kritische Justiz* und das *Komitee für Grundrechte und Demokratie*, in dem dank gemeinsamer feministischer Interventionen Frauenrechts- als Menschenrechtsfragen aufgegriffen wurden. Vor allem aber hat mich die Gründung und Mitarbeit in der Redaktion der *Feministischen Studien* seit 1982 beschäftigt und geprägt, in der alle eingesandten und eingeworbenen Beiträge aus der Frauen- und Geschlechterforschung heiß diskutiert wurden und im Ringen die wissenschaftlichen Standards feministischen Argumentierens und Analysierens über 10 Jahre eine dichte Kooperation und bis heute beständige interdisziplinäre Zeitschrift entstand.

Auf der Durststrecke ohne Anstellung bis zu meiner Habilitation und der Berufung nach Frankfurt im Jahr 1987 habe ich am Hamburger Institut für Sozialforschung gemeinsam mit Expertinnen des Steuer-, Sozial- und Rentenrechts ein Projekt zur Sozialpolitik bearbeitet. Neben dem Eintauchen in die aktuellen Diskriminierungstatbestände hat insbesondere die Analyse der Genese des deutschen Sozialstaats mir die Augen geöffnet für seine an eine bestimmte Geschlechterordnung und Arbeitsteilung gebundene Struktur. Die Teilhabe an der von Jürgen Kocka geleiteten Forschungsgruppe ‚Bürgertum, Bürgerlichkeit und bürgerliche Gesellschaft' 1986/87 am Zentrum für interdisziplinäre Forschung mit über 40 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen Disziplinen und Ländern schließlich bot einen intensiven und animierenden Einstieg in die vergleichende Forschung, speziell europäischer Gesellschaften und Entwicklungen. Zur gleichen Zeit habilitierte ich mich im Fach mit der venia legendi in Soziologie an der Universität Hannover mit meiner Arbeit zu ‚Gleichheit ohne Angleichung'.

<u>Frauenlehrstuhl in Frankfurt</u>

Interessiert hat mich immer eine historisch fundierte und kontextualisierte Soziologie, in der gesellschaftliche Strukturen und Institutionen, aber auch soziale Praktiken als gewordene und damit auch veränderbare verstanden werden. D.h. es geht nicht nur darum, Strukturen, verfestigte Regeln und Beschränkungen sozialen Handelns z.B.

der Frauen zu erkennen, sondern auch um die Handlungsmöglichkeiten der Subjekte, ihre Mitwirkung, aber auch ‚Fügsamkeit', wie Max Weber in seiner nur auf die Vergangenheit bezogene Patriarchalismusanalyse feststellt. Recht, Rechtsgeschichte und Rechtstatsachen sind insofern nur ein in deutschen Verhältnissen besonders mächtiger Forschungsgegenstand im Zusammenhang anderer sozialer Normensysteme. Aus Neugier an den Bedingungen für autonomes Handeln und dem Interesse an der Aneignung der eigenen Geschichte haben mich die sozialen Bewegungen, hier insbesondere die Frauenbewegungen als Akteure sozialen Wandels beschäftigt. Es war dies zugleich ein Forschungsfeld, in dem aus der Distanzierung zu eigenen Erfahrungen und dem Interesse an Gesellschaftsanalyse in der Bundesrepublik eine neue Bewegungsforschung entstand. Die Perspektive auf die Geschlechterverhältnisse in dieser Form der Gesellschaftsanalyse setzt an den Bedingungen sozialer Ungleichheit im Geschlechterverhältnis an und thematisiert damit die Widersprüche der modernen Gesellschaft, die bereits die Gründungsväter der Soziologie als Krisenerscheinungen der Moderne behandelten. Die Affinität feministischer Infragestellungen zu soziologischer Denkweise und ihren Methoden ist mir jedoch – dies muss ich zugeben – erst als Lehrerin des Faches Soziologie zunehmend bewusst geworden.

Meine Berufung auf den Lehrstuhl für Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauenarbeit und Frauenbewegung an der J.W. Goethe-Universität war der Auftakt zur Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung auch an vielen anderen Universitäten und in verschiedenen, vorwiegend sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen in der BRD. Wie europäisch vergleichende Studien gezeigt haben (Griffin 2003), war diese Form der Institutionalisierung durchaus effektiv und könnte Bestand haben, wenn es gelingt, die so gewidmeten Stellen auch im europäischen Modularisierungsprozess zu sichern. Zumindest habe ich die Gestaltungs- und Einflussmöglichkeiten einer so privilegierten Position wie die einer Professur zu meiner eigenen Überraschung kennen und zu nutzen gelernt, auch wenn heute ein scharfer Gegenwind nicht mehr vergleichbare Bedingungen schafft. Nach mehr als 13 Jahren Kampf – wie mir immer berichtet wurde – um den sog. Frauenlehrstuhl jedenfalls war der Anfang in Frankfurt auch ein Politikum, an das viel zu viele Erwartungen und keineswegs nur wissenschaftliche Anforderungen gestellt wurden: die Teilhabe an Podien und Beiräten, mediale Alibifunktionen, eine Stellvertreterrolle

für alles Frauenpolitische, aber auch die Übererwartung der Studentinnen, dass sich mit einer Frauenprofessur nun der Universitätsbetrieb, die Wissenschaft und auch das Curriculum ändere.

Da die Frankfurter Universität, 1914 verhältnismäßig spät als bürgerlich-liberale Unternehmung gegründet, – wie Ludwig von Friedeburg feststellte – immer wieder Außenseitern eine Chance geboten hat, war mein Einstieg von Wohlwollen begleitet, gelang es im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften sogleich die Themenstellungen der Geschlechterforschung auch im Strukturplan und im Curriculum der Fächer Soziologie und Politikwissenschaften als prüfungsrelevant zu verankern. Das hatte anfangs große Vorteile, weil es überaus engagierten Studentinnen endlich Gelegenheit bot, ihre Themen und Interessen im Wissenskanon wieder zu finden und zu bearbeiten, litt später jedoch im Zuge der Normalisierung des Angebots auch unter den allgemeinen Nachteilen der Massenuniversität. Daher war die Zahl der nun mit einer Geschlechterthematik eingereichten Diplom- und Doktorarbeiten gleich bleibend groß, bestand anfangs insbesondere auch ein großer Nachholbedarf bei den Habilitationen. Auch das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst hat den Schwerpunkt Frauenforschung durch seine Förderprogramme mit der Bereitstellung von Anschubfinanzierungen immer wieder gestützt und so verschiedene empirische Projekte, die von der DFG oder der Hans-Böckler-Stiftung gefördert wurden, auf den Weg gebracht: Eine Untersuchung über Politik und Kultur der alten Frauenbewegung, über die etablierten Frauenverbände, zu Hessischen Parlamentarierinnen oder den Gleichstellungsbeauftragten in drei Bundesländern und zur Sozialpolitik etc.. Zur Anerkennung der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung trug nicht zuletzt eine von der DFG 1990 – 93 eingerichtete Senatskommission für Frauenforschung bei, die unter dem Vorsitz von Rosemarie Nave-Herz die Relevanz der Forschungsaufgaben bestätigte und Empfehlungen zur Förderung des institutionellen Ausbaus von Frauenforschung entwickelte, darunter auch die Empfehlung zur Einrichtung von interdisziplinären Zentren.

Das 1997 eingerichtete Cornelia Goethe- Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse (CGC), das zunächst von 4 Kolleginnen aus unterschiedlichen Fachbereichen – heute von 11 Professorinnen in

unterschiedlichen Disziplinen getragen wird, verfolgt das Ziel, nicht nur eine gemeinsame Plattform für interdisziplinäre Forschung und die Einwerbung von Drittmitteln zu bieten, sondern insbesondere auch neue Konzepte zur Verbesserung der Lehre und damit kooperativ Lehrveranstaltungen im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung für die beteiligten Disziplinen zu entwickeln. D.h. es ging uns nicht vorrangig darum, einen zusätzlichen und gemeinsamen Studiengang Gender Studies einzurichten, sondern vor allem auch um die Integration der Geschlechterperspektive in die einzelnen Disziplinen und damit um deren Innovation aus einer feministisch-kritischen Sicht. Das Studienprogramm des Centrums mit seinen interdisziplinären Lehrangeboten und fächerübergreifenden Problemstellungen sowie die regelmäßig angebotenen Forschungskolloquien waren als Zusatzqualifikation konzipiert und wurden eifrig in Anspruch genommen. Im Zuge der Modularisierung der Hochschulen nun werden die Erfahrungen in ein Master-Programm für Gender Studies einfließen, das sich internationalen Standards orientiert. Ein inzwischen in der dritten Phase durch die DFG gefördertes Graduiertenkolleg zum Thema „Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung“, das wir gemeinsam mit Kolleginnen der Universität Kassel durchführen, schuf einen anspruchsvollen Rahmen für die Nachwuchsförderung und bleibt interdisziplinär eine Herausforderung.

Wichtige Anregungen und wissenschaftlich innovative Erkenntnisse habe ich persönlich zunehmend durch internationale, insbesondere auch europäische Kooperationen gewonnen und durch die Teilnahme an und die Veranstaltung internationaler Konferenzen (die nachhaltigste war zweifellos die Konferenz ‚Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht’ im Jahr 1989, in der die politische wie erkenntnistheoretische Debatte um ‚Gleichheit und Differenz’ aufbrach, von wo aus seither unterschiedliche politische Zielvorstellungen, Handlungsstrategien und Subjekttheorien aufgedeckt werden konnten). Meinen Horizont als Soziologin über die bundesrepublikanische Gesellschaft hinaus erweitert hat die Mitwirkung in der 1992 gegründeten Europäischen Gesellschaft für Soziologie (ESA) mit bis heute aktiven Arbeitsgruppen und Projekten zum Thema ‚Citizenship’ und ‚Soziologische Theorie und Geschlecht’, sowie die Koordination eines von der Europäischen Kommission geförderten Thematischen Forschungsnetzwerkes zu Politiken und Praktiken erwerbstätiger Mütter im europäischen Vergleich. Das Cornelia-Goethe

Centrum ist inzwischen durch verschiedene Forschungsprojekte international vernetzt, insbesondere aber auch in ein europaweites Netzwerk ‚of Activities in Women's Studies (ATHENA) eingebunden.

In einem vorläufigen Resümee möchte ich festhalten, dass aus meiner Sicht meine Zeit an der Frankfurter Universität (insgesamt 17 Jahre) zu kurz war, um die Erfahrungen und wissenschaftlichen wie kollegialen Kontakte auszuschöpfen oder um Routinen zu entwickeln. Ich habe viel gelernt von meinen Studentinnen und gern gelehrt. Aber auch der Raum, der mir in dieser autobiographischen Rekonstruktion zur Verfügung steht, ist zu knapp, um den Schwierigkeiten und Problemstellungen der Geschlechterforschung im Bereich der Soziologie gerecht zu werden. Da wäre vor allem die paradoxe Entwicklung zu diskutieren, wonach gleichzeitig mit der zunehmenden Institutionalisierung und Ausdifferenzierung der Geschlechterforschung, die von einer Rhetorik der Gleichberechtigung begleitet wird, ein Bedeutungsverlust der Geschlechterdifferenz und der Kategorie ‚Geschlecht' beklagt bzw. behauptet wird. Dies hat zum einen mit Erfolgen der Frauenbewegung zu tun, die sich insbesondere an neuen kulturellen Selbstverständlichkeiten im Geschlechterverhältnis, wie etwa dem Bildungsaufstieg junger Frauen, ablesen lassen. Gleichzeitig sind mit 1989 als politischer Zäsur die politischen Prioritäten neu vermessen worden, hat die Geschlechterfrage anderen Problemen im vereinigten Deutschland und Europa weichen müssen. Schließlich ist die vornehmlich von der Philosophie angeführte Debatte um die Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht, die erkenntnistheoretisch heilsam war und die Erkenntnisse über die kulturelle Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit radikalisiert, ja, den Blick auf die Differenzen unter Frauen wie auch auf andere Formen der Differenzierung und Marginalisierung verschärft hat, umso mehr eine stete Mahnung an die Soziologie, die gleichwohl anhaltenden gesellschaftlichen Ungleichheitslagen um die Geschlechterverhältnisse zur Sprache zu bringen, zu analysieren und ihren Teil zur ihrer Beseitigung beizutragen. Gerade weil die Soziologie die Gesellschaft über ihre sozialen Beziehungen, sozialen Praxen und das Füreinander Einstehen (den sog. sozialen Zusammenhalt) aufklärt, bleiben Geschlechterstudien in der Soziologie ein unverzichtbares, zentrales Übungsfeld für einen kritischen Blick auf die Verhältnisse und ihre Ordnung. Schließlich kann man/frau sie heute betreiben, auch ohne Feministin zu sein.